

anders

Metamorphosen

Halbjahres-Zeitschrift für

Psychologische Morphologie

40/2021

Bouvier Verlag

Hinweis für Autoren:

Angenommen werden Beiträge, die sich inhaltlich auf Konzepte der Psychologischen Morphologie beziehen. Sie sollten in der Regel in Form von Kolumnen verfasst sein. Glossen und Rezensionen sollten nicht länger als eine Seite sein (ca. 350 Wörter). Die Redaktion behält sich Kürzungen und Veränderungen der zum Druck vorgesehenen Beiträge vor. Geplant sind zwei Ausgaben pro Jahr.

Abonnement über WSG (s. u.).

Impressum

Herausgeber: Wilhem Salber Gesellschaft (vormals GPM)

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Y. Ahren

Redaktion: Y. Ahren, D. Blothner, P. Franken, W. Salber †

Wir danken Linde Salber für die Auswahl und Bereitstellung der Zeichnungen Wilhelm Salbers.

Anschrift der Redaktion:

Wilhelm Salber Gesellschaft (WSG)

Zülpicher Straße 83, 50937 Köln

blothner@psychologischemorphologie.de

www.psychologischemorphologie.de/das-magazin-anders/

© Die Autoren und WSG, Dezember 2021

Bouvier Verlag, ISBN: 978-3-416-03302-2

Satz und Layout: Peter Franken & Petra Kaiser

Lektorat: Ursula Groeger

Druckerei: H. Heenemann GmbH & Co.KG, Berlin



Liebe Leserinnen und Leser,

vierzig Ausgaben in zwölf Jahren, das ist die Bilanz der Zeitschrift *anders*. Für die Redaktion war das ein Grund, dem nun vorliegenden Heft 40/2021 eine thematische Ausrichtung zu geben, die auf das Herz der Psychologischen Morphologie zielt: Metamorphose.

Es bedeutete eine entscheidende Weiterentwicklung des Gestaltbegriffs in der Psychologie als Wilhelm Salber in den 1950er Jahren mit methodischer Entschiedenheit daran ging, verstärkt den psychischen Raum *zwischen* den isolierbaren „Figürchen“ in den Blick zu nehmen. Gestalten sind nur Momentaufnahmen. Die Prozesse der Umbildung, der Metamorphose sind es, die das Seelische wesentlich ausmachen. Aus dieser Beobachtung und ihrer beharrlichen Zergliederung entstand die Psychologische Morphologie.

Jeder Artikel in diesem Heft handelt von Metamorphosen. Wolfram Domke entdeckt in den Niederlagen und Siegen des 1. FC Köln eine Drehfigur, die Analogien zum Märchen von „Frau Holle“ aufweist. Man kann das bewegte Schicksal dieses Fußballvereins miterleben, wenn man bereit ist, sich auf seine heftigen Umschwünge einzulassen und deren Folgen auszuhalten. Anna Marukevich zeichnet die Metamorphosen des Arbeitsverhältnisses von der Tätigkeit auf der eigenen Scholle, über den Verkauf der Arbeitskraft, den Dienst in den Kathedralen der Konzerne bis zur Rückkehr ins „Homeoffice“ nach. Herbert Fitzek nimmt sich die Kernstruktur der Auskuppelkultur vor und stellt fest, dass sie von einem Bildungsprinzip bestimmt wird, das auch noch weitere Jahrzehnte den

Alltag der westlichen Kulturen ausrichten kann. Manchmal ungeduldig geäußerten Erwartungen auf einen großen und alles mit sich ziehenden Wandel werden durch seine Überlegungen wohl enttäuscht werden. Dirk Blothner stellt an einer Filmbeschreibung heraus, dass uns die erlebte Metamorphose einer seelischen Form einen Schrecken bedeuten kann. Er stellt die These auf, dass dieser Schrecken dazu führen kann, sich bei Filminterpretationen an die auf der Leinwand zu sehenden „Personen“ zu halten. Ein solcher Umgang mit dem Film ist auch heute noch vertrauter als die Beschreibung einer über das Werk erlebten Metamorphose.

Um auf einen beeindruckenden Abschluss des Jubiläumshäftes zurückgreifen zu können, wurde von uns das letzte Kapitel aus dem von W. Salber et al. 2015 herausgegebenen Buch „Seele macht Filme – Filme machen Seele“ auf die Erfordernisse einer für sich stehenden Kolumne angepasst. Es war Marc Conrad, der uns auf diesen dichten Text aufmerksam machte. Er entwirft eine mögliche Metamorphose der seit Jahrzehnten an dem Bild des „Übermenschen“ festhaltenden, westlichen Kultur. Wie um deren Dringlichkeit zu unterstreichen, holt sich Salber – als maßgeblicher Autor des zitierten Buches – hier Unterstützung bei zwei mächtigen Verwandlungs-Institutionen: der psychologischen Behandlung und dem Film.

Den Abschluss bildet, wie so häufig bei *anders*, eine neue Rezension von Y. Ahren.

Gute Unterhaltung wünscht
die Redaktion

Wolfram Domke

Mein wunderbarer FC Kölle

Bei der Betreuung von Diplomarbeiten habe ich einst gelernt, seine Herzensanliegen besser nicht zum Gegenstand psychologischer Untersuchung zu machen. Deshalb bin ich stets davor zurückgeschreckt, meinen Lieblingsverein zu analysieren. Es war die schöne und anrührende Rede von Navid Kermani zum 70. Geburtstag des 1. FC Köln, die mich dann doch ermutigt hat. Sie ist eine „Liebeserklärung“ voller Leidenschaft, die keineswegs verschweigt, welch sonderbare Leiden diese Liebe schafft. Wie in Kermanis langer und bewegter Geschichte mit dem FC so gab es auch in meiner von Anfang an begeisternde Phänomene, niederschmetternde und verstörende. Letztere häuften sich mit der Zeit und es fiel mir zunehmend schwerer auszuhalten, wie willkürlich diese „launische Diva“ mit meiner Anhängerschaft umsprang. So wurde es mir nach und nach immer dringlicher zu verstehen, was es mit diesem eigentümlichen Verein psychologisch auf sich hat. Immerhin war er – vor langer Zeit – mehrmals deutscher Meister und Pokalsieger. Warum kriegt er sich nicht endlich in den Griff und spielt konstant wieder ganz da oben, wo er eigentlich hingehört? Auf diese mehr Klage als Frage entwickelte sich langsam eine Antwort, die mir zuerst seltsam vorkam und auch nicht wirklich gefiel, mir dann aber mehr und mehr einleuchtete. Dieses Einleuchtende soll nachfolgend dargestellt werden, obwohl meine Psychologenseite weiterhin leise argwöhnt, meine Fanseite könne sich womöglich von einem märchenhaften Irrlicht täuschen lassen.



Weit hinein in die durchaus ruhm- und debakelreiche Geschichte des 1. FC Köln ließe sich ausholen, um seine Wirkungsgestalt zu kennzeichnen. Aber es geht auch kürzer, viel kürzer. Die letzten drei Spiele der vergangenen Bundesliga-saison reichen vollkommen, denn in ihnen zeigt sich überdeutlich bereits etwas Wesentliches: Der ausgeprägte Hang zum Drama, besser zum Melodram, denn es wird ja immer viel und gerne gesungen beim FC. Diesmal war es ein Drama in drei Akten. Zunächst das Spiel gegen Schalke, das der FC

zum Saisonabschluss unbedingt gewinnen musste, um nicht direkt abzustiegen. Es dauerte bis weit in die zweite Halbzeit hinein, bis endlich das ersehnte Führungstor für den FC fiel. Jubel auf den Jahnwiesen unter den dort versammelten FC-Fans, die wegen Corona nicht ins Stadion durften.

Der Jubel erstarb jedoch, als der Treffer nach quälend langem Videobeweis wieder aberkannt wurde. Lähmendes Entsetzen, gesenkte Köpfe, aber auch ermunternde Sprechchöre „Come on, FC!“. Weiterhin also torloses Unentschieden, während die Spielstände der übrigen Partien bei immer schneller ablaufender Uhr bedrohlich klar machen, der Abstieg stand unmittelbar bevor. Dann kurz vor Schluss doch noch das erlösende Tor von Sebastian Bornauw, das zum Sieg reichte und wenigstens die Relegation als letzte Hoffnung ermöglichte. Wieder Jubel auf den Jahnwiesen, alles lag sich in den Armen oder lieferte sich übermütige Scharmützel mit der Polizei.

Akt zwei folgte nach einigen Tagen: Das Relegationsspiel gegen Holstein Kiel, den Dritten der 2. Liga. Wieder ein Heimspiel, wieder versammelten sich viele Fans auf den Jahnwiesen hinter dem Stadion, wieder stand es lange Zeit null zu null und wieder fiel erst in der zweiten Hälfte das Führungstor. Diesmal allerdings für Kiel und diesmal wurde es leider nicht aberkannt – es reichte sogar für den unerwarteten Auswärtssieg des Außenseiters. Tiefe Niedergeschlagenheit auf dem Heimweg der Fans, die nun nicht einmal Lust hatten, sich mit der Polizei anzulegen. Akt drei war das Rückspiel in Kiel, das wenige Tage später sogar vor einigen tausend heimischen Zuschauern stattfinden konnte. Jetzt, wo alle Trümpfe nun also beim Gegner lagen, da erzielte der FC

bereits in der 2. Spielminute die überraschende Führung. Der ungläubige Jubel wollte in Köln gerade ausbrechen, als bereits der postwendende Ausgleich für Kiel fiel. Kalte Dusche, düstere Vorahnungen, aber ausgerechnet der kaum spielfähige Anderson erzielte schnell die erneute Führung für den FC und machte kurz danach sogar das 3:1! Aufspringen an den Fernsehern, Radios und Handys, aber die Freude blieb überall vorsichtig verhalten. Obwohl lange Zeit nichts Entscheidendes im Spiel passierte, war kein FC-Fan wirklich beruhigt: Ein einziges Gegentor, das wusste jeder aus schmerzlicher Erfahrung, und alles konnte wieder kippen. Tatsächlich fielen dann noch zwei Tore, aber nicht die befürchteten, sondern die erhofften. Der FC siegte mit 5:1 Toren und blieb in der ersten Liga – überraschendes, unfassbares Glück!

Das geschilderte „Wechselbad der Gefühle“ in den letzten drei Spielen der vergangenen Saison mag eine besondere Verdichtung und Zuspitzung sein, ist aber nichts Ungewöhnliches in der Wirkungsgestalt des 1. FC Kölns, sondern eher ihr besonderes Markenzeichen. Alle FC-Fans kennen diese „umschlägige Bewegtheit“ (Petsch) seit jeher, leiden furchtbar darunter und lieben sie zugleich heiß und innig, haben immer wieder genug von ihr und können doch nicht von ihr lassen. Natürlich hat eine solche Dramatik etwas mit Sieg und Niederlage, Erfolg und Misserfolg zu tun, aber nicht auf eine einfache, logisch ausrechenbare Art. Auch FC-Fans wollen, wenn man sie fragt, immer gewinnen, am liebsten aber dann, wenn es keiner erwartet. Und natürlich wollen sie auch nicht verlieren, erwarten aber insgeheim genau das, wenn alle Vorzeichen gut oder ‚zu gut‘ sind. Womit man hier

tatsächlich rechnet, ist also nicht so sehr, dass Entwicklungen zu einem folgerichtigen oder ‚verdienten‘ Ergebnis führen, sondern dass sie sich plötzlich verkehren können; dass es also ganz anders kommt als gedacht. Dieses eigentümliche Umspringen von Entwicklungen und Erlebensqualitäten ist der Wirkungskern der FC-Gestalt – und des Märchens von Frau Holle.

Das Märchen wird oft missverstanden als moralisches Erbauungsstück, das seelischen Produktionsfleiß mit Gold belohnt und Produktionsfaulheit mit Pech bestraft. Vordergründig geschieht das schon, aber bei näherem Hinsehen zeigen sich in der Märchenerzählung seltsame Ungereimtheiten und Unstimmigkeiten, die auf eine ganz andere Seelenlogik hinweisen. So endet Maries Verzweiflungssprung in den tiefen Brunnen nicht auf dessen dunklem Grund, sondern im Himmel bei Frau Holle, wo die Betten aufgeschüttelt werden und die Federn als Schneeflocken zur Erde fallen. Oben und unten haben hier also etwas merkwürdig Verdrehtes und Verkehrtes, was W. Salber „Inversion des Ganzen“ nennt. In dieser Inversion springt seelische Wirklichkeit in sich selbst um von Gold zu Pech, von Himmel zur Hölle, vom Triumph zur Pleite. Und das Umspringen ist nicht vorhersehbar: Wo sicherer Lohn erwartet wird, kann üble Strafe folgen; wo man mit allem abgeschlossen hat, kann sich das Füllhorn des Glücks ausgießen. Sowohl Goldmarie als auch Pechmarie haben eine Mutter, die sie liebt; und fühlen sich doch auch angezogen von einer Mutter, die sie nicht liebt.

Diese Verkehrungserfahrung zeigte sich beim FC besonders eindrucksvoll nach dem ersten Abstieg in die Zweitklas-

sigkeit 1998. Als der Verein mit enttäuschter und empörter Massenabkehr der Fans rechnen musste, da geschah tatsächlich das genaue Gegenteil: Viele Menschen wollten nun erst recht Mitglied jenes Vereines werden, der sein Scheitern gerade schmachvoll bewiesen hatte. Bald schon gelang der gefeierte Wiederaufstieg, aber viele weitere Abstiege sollten noch folgen und mit jedem von ihnen vermehrten sich die Vereinseintritte. Und zwar so rasant, dass die Zahl inzwischen bei über 111.000 Mitglieder liegt. In den erfolgreichen Jahrzehnten vor dem ersten Abstieg, als sich der Verein noch regelmäßig für die internationalen Wettbewerbe qualifizieren konnte, da stagnierte Mitgliederzahl hingegen bei knapp drei tausend. Auch das Stadion war zu dieser Zeit nur selten ausverkauft; oft war es nur zu einem Drittel gefüllt mit meist maulenden und pfeifenden Zuschauern.

Wechselnde Abstiege und Aufstiege: Was anderswo als ‚Fahrstuhlmannschaft‘ verunglimpft wird, das scheint beim FC der eigentliche Motor des Geschehens. Kann man mit einem solchen, in sich gegenläufigen Antriebsprinzip überhaupt Meister werden? Sicherlich nicht oft, aber es geht, und in gewisser Weise muss es sogar sein als Beweis dafür, dass auch das Höchste prinzipiell erreichbar ist. Zuletzt wurde der FC im Jahr 1978 deutscher Meister. Da gelang ihm sogar eine Art zweifache Meisterschaft, weil er in dem Jahr auch Pokalsieger wurde. Diese Doppelmeisterschaft begann mit einer 5:1-Niederlage bei Fortuna Düsseldorf, was gleich am ersten Spieltag den letzten Tabellenplatz bedeutete.

Ein Auftakt also, der normalerweise zu düstersten Prognosen Anlass gibt. In diesem Fall aber und bei diesem Märchen



bedeutete er wieder genau das Gegenteil: der anfangs Letzte wurde schlussendlich Erster. Doch es war keine einfache oder gar souveräne Meisterschaft. Wann immer es danach aussah, sorgte der FC durch überraschende Niederlagen verlässlich dafür, dass die Meisterschaft bis zuletzt spannend blieb. Die Aufgipfelung dieser Dramatisierungslust erfolgte tatsächlich am letzten Spieltag, als der FC und Borussia Mönchengladbach punktgleich an der Tabellenspitze standen, nur getrennt durch das etwas bessere Torverhältnis der Kölner. Da Mönchengladbach aber gegen Dortmund mit ganz unglaublichen

12:0 Toren gewann, brauchte der FC schon einen 5:0-Sieg beim FC St. Pauli, um die zwischendurch fast schon verlorene Meisterschaft in letzter Minute doch noch zu gewinnen.

Ganz Köln stand Kopf! Und auf dieses Kopfstehen scheint in der Wirkungsgestalt des FCs alles hinauszulaufen. Wohin es auch gerade geht in einem Spiel oder in einer Saison, immer regt sich ein mächtiger Drang, die herrschende Richtung des Geschehens umspringen zu lassen. Deshalb haben es Entwicklungsprozesse beim FC so schwer, wirklich Fuß zu fassen. Ein geduldiger und bleibender Aufbau gelingt hier nur selten, vielmehr ereignen sich immer wieder erregende Sprung-Metamorphosen. Es gibt unzählige Spiele, die bevorzugt in den letzten Minuten ‚umspringen‘: Vom greifbar nahen Sieg in die schmerzliche Niederlage oder umgekehrt vom hoffnungslosen Rückstand in die glücklich endende Aufholjagd.

Dieses Umspringen und Kopfstehen wird oft erlebt als „Wunder“ – ein Bild und ein Wort, das in fast jeder Spielzeit irgendwann einmal oder auch häufiger bemüht wird, um sich das verständlich zu machen, was normalerweise nicht zu verstehen ist. Im Mittelalter glaubte man noch an Wunder, was sich seit Beginn der Neuzeit immer mehr verlor. Auch im modernen Fußball herrscht inzwischen das rationale Ideal der Berechenbarkeit, mit dem Erfolge am Managerreißbrett planbar werden. Masterpläne gab und gibt es auch beim FC, aber insgeheim hängen alle Beteiligten dieser inzwischen riesigen Wirkungseinheit noch immer an den alten Wunderdingen, warten geduldig auf sie, rechnen wider jede Vernunft fest mit ihnen. Bei W. Salber heißt es in der Märchenanalyse zu Frau Holle: Das Verwandlungsproblem, das mit der

Inversion des Ganzen verbunden ist, macht auf den Vorgang der Verkehrung überhaupt aufmerksam. Die Versuche, mit dieser Verkehrung fertig zu werden, zentrieren sich vor allem um die Bemühungen nachzuweisen, dass das Geliebt-Werden durch das Ganze der Wirklichkeit nicht aufhört, egal nach welcher Seite man sich wendet, nach der guten hin wie nach der schlimmen hin – da geschehen ‚Wunder‘.

Diese eigentümliche Liebe, die beim FC so vehement im Spiel ist, ist eine Liebe zum Paradox. Zum paradoxen Ganzen, das immer wieder in sich selbst umspringt von Pech zu Glück, von oben nach unten, von Gelingen zu Misslingen. Die Liebe zum Paradox rückt den FC auch in die Nähe zu jenem Karnevalsverein, als welcher er – ungeachtet gegnerischer Schmähungen – ganz offiziell eingetragen ist und in welchen er sich bei jedem Heimspiel ein Stück weit verwandelt. Ausgelassene Feierlaunen im Stadion – mit „Kölle Alaaf“ bei jedem Tor – passen genauso dazu wie schmerzliche Katerstimmungen. Der FC hält einen gruseligen Rekord für Spiele hintereinander ohne eigenes Tor. Mit zunehmender Verzweiflung versuchten die Spieler, der Trainer und wir Zuschauer damals wirklich alles, aber es wollte einfach nicht gelingen. Als das herbeigesehnte Tor nach zehn (!) qualvollen Spielen dann endlich doch fiel, sah ich im Stadion eine ältere Dame neben mir. Sie jubelte nicht, sondern stand mit unbewegtem Gesicht nur still da, während ihr Tränen aus den Augen liefen. Umgekehrt kann es passieren, dass fast ohne Aufwand Tore fallen wie unverhoffte Himmelsgeschenke. Toni Polster, ein legendärer Mittelstürmer des FC, war ein Musterbeispiel dafür. Er kam lässig Zigarette rauchend zum Training, bewegte



sich im Spiel nur ungern und wenig und schoss dennoch eine Fülle wunderschöner Tore – oftmals im Doppelpack. Der liebenswerte Faulpelz wurde als ‚Fußballgott‘ verehrt und wechselte doch zum Hauptrivalen, was viel böses Blut in Wallung brachte. Dasselbe geschah, als Lukas Podolski zu den Bayern wechselte, nur dass er später als verlorener Sohn gefeiert wiederkehrte – um den FC dann abermals zu verlassen.

Zum Schluss ließe sich gegen das hier Dargestellte vielleicht einwenden, dass auch viele andere Fußballvereine diese umschlägige Bewegtheit kennen und oft produzieren.

Und tatsächlich scheint die Verkehrung ein wichtiges Wirkungsprinzip des Fußballs überhaupt zu sein: Sie liefert die seelische Betriebsspannung für das Spiel. Dennoch gibt es deutliche Unterschiede in der manifesten Ausformung dieses Inversionsprinzips. Die allermeisten Vereine sind hauptsächlich damit beschäftigt, ihre Klasse zu halten oder nicht zu tief abzustiegen; sie holen aber niemals große Titel. Und es gibt einige wenige Vereine wie Bayern München, die (fast) immer nur Meister werden und partout nicht absteigen können. Beide Sorten sind vereinseitigende Metamorphosen jenes erregenden Ganzen, das beim Fußball am Werk ist: die eine nach der Pechseite hin, die andere nach der Goldseite hin. Und es gibt Vereine wie den 1. FC Köln, die ihre Metamorphosen als Springprozession betreiben, und damit das Ganze ihrer Wirkungseinheit mit Wechselstrom-Gefühlen erlebbar machen. Dieses Ganze ist bekanntlich mehr und anders als die Summe seiner Vereinseitigungen – „spürbar anders“ eben.

Anna Marukevich

Metamorphosen der Arbeitswelt: Homeoffice

Ein Blick auf die geschichtliche Entwicklungsspirale der Arbeitswelt, mit den wandelnden Grenzen der Wirkungsbereiche, sich verändernden Selbstverständnissen und der Beziehung der Arbeitenden zur Arbeit, macht einen fortlaufenden Wandel sichtbar, der wertvolle Aufschlüsse über die heute oft beklagte Situation mit dem verordneten Homeoffice gibt.

Ausdifferenzierung und Wandlungen der Arbeit

So galt bspw. die Arbeit bis ins Mittelalter als ein notwendiges Übel, als etwas, das erledigt werden musste. Geändert hat sich das, als Martin Luther im 16. Jahrhundert den „Müßiggang zur Sünde und Arbeit zur Berufung“ erklärte. Dessen Zuspitzung kam im puritanischen Gedankengut auf, welches die Arbeit zum Selbstzweck verkündete und „Man lebt, um zu arbeiten“ zu seinem Glaubenssatz machte. Zu diesem Zeitpunkt gab es für viele keine Unterscheidung zwischen Heim und Arbeitsstätte. Die Einheit von Haus und Gewerbe war der Normalfall.

Eine weitere Wendung kam etwa zwei Jahrhunderte später, als die Industrialisierung mit ihren Fabriken, Dampfmaschinen und elektrischem Licht die Arbeitswelt grundlegend veränderte. Die Vermietung von Arbeitskraft löste das selbständige Arbeiten im eigenen Handwerk, auf dem



eigenen Hof, im gemeinschaftlichen Verbund, weitgehend auf. An dessen Stelle trat das Arbeiten unter einer fremden Führung, für den Arbeitgeber. Man musste nicht nur den eigenen Wirkungsbereich aufgeben, sondern sich zudem dem unbekannten Neuen überlassen. Hierauf folgte ein kränkender und beängstigender Umbauprozess, bis sich ein neues Selbstverständnis des tätigen Menschen einstellte. Währenddessen führten neue Belastungen und Anpassungsschwierigkeiten zu Unruhen, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine neue Gestalt annahmen. Die Arbeiterbewegung forderte, in

Anlehnung an die Vision von Karl Marx und Friedrich Engels, das Recht auf Arbeit als Grundrecht. Eine Zuspitzung dieser Entwicklung trug sich in der aufkommenden kommunistischen Bewegung zu, in der der Arbeiter zum Helden der neuen Gesellschaft erhoben wurde.

Medialisierung und Digitalisierung

Mit der Zeit richtete sich eine weitgehende Spaltung zwischen dem Privaten und dem Arbeitsleben ein. Die arbeitsbedingten Unterbrechungen von Anbindungen breiteten ihre Wirkung auf alle Beteiligten aus. Für die Arbeitenden bedeutete dies, täglich eine entlastende Auszeit vom Familienleben zu haben. Für Frauen und Kinder war es manchmal eine Wohltat gewesen, den Mann im Hause nicht immer mit einplanen oder seine Eigenarten ertragen zu müssen. Für die Arbeitgeber bedeutete die Vermietung von Stunden ein Höchstmaß an Kontrolle über die Arbeitskräfte und eine Befreiung ihrer Köpfe vom Alltäglichen. Ein geregelter Arbeitstag und ein rundum organisierter Arbeitsplatz wurden zur Selbstverständlichkeit. Klare Hierarchien, enge Profilierung und soziale Sicherheit rundeten das Bild von der Arbeit dieser Zeit ab.

Im Zeitalter der Beschleunigung und der Medien, in der, wie Marshall McLuhan es sagte, die Erde zu einem Dorf („global village“) zusammenwuchs, wurde nun diese Spaltung wieder in Frage gestellt. Die neuen Kommunikationsmedien zwischen Heim und Arbeitsplatz machten das möglich. Es ist die Geburtsstunde der Telearbeit. Insbesondere berufstätige

Mütter gerieten dabei ins Visier, die auf diese Weise Familie und Beruf einfacher miteinander vereinbaren konnten. Im Rahmen der zunehmenden Digitalisierung leitete die Etablierung des Trends zum Homeoffice endgültig die Wiederaufhebung der mühevoll hergestellten Spaltung ein. Was über viele Jahrzehnte gelernt wurde, nämlich Arbeit und Privatleben zu trennen, gerät nun in eine weitere Spirale der Entwicklung. Die Doppelfunktionen vieler Frauen als Mütter und Berufstätige bringen zunehmende Belastungen ins Spiel, die mit einer Verlagerung des Büros für einige Tage in das häusliche Umfeld aufgefangen werden können. Eine strikte Rollentrennung zwischen Mann und Frau gilt mittlerweile als überholt. Auch Männer ziehen die Homeoffice-Option in Erwägung, um ihre Aufgaben Zuhause und bei der Arbeit besser aufeinander abstimmen zu können.

Spannungsfelder des Homeoffice

Allerdings geht die Einführung des Homeoffice als Lösung nicht von allein, sondern verlangt viel Eigenstrukturierung von denjenigen Arbeitnehmern, die es nutzen wollen. Das wird oft unterschätzt und die Homeoffice-Nutzer mit der Erarbeitung von Lösungen weitgehend allein gelassen. Ehe die entlastende Wirkung des Homeoffice spürbar wird, treffen Arbeit und Zuhause in einem undefinierten Dazwischen aufeinander. An diesem Punkt setzt die Entwicklung neuer Gestaltungsformen an, die die zu erfüllenden Rollen und Aufgaben jeweils auf eine eigene Art und Weise zu vereinbaren versuchen.

Eine weitgehende Aufhebung der gewohnten Spaltung zwischen Wirkungseinheiten Arbeit und Zuhause gelingt mit der Einrichtung eines Wechseltaktes. So lassen sich bspw. ohne Weiteres passive und dennoch zeitaufwendige Tätigkeiten sowie dringende Anliegen in den Homeoffice-Tag integrieren, ohne den Ablauf des Arbeitstages komplett zu zerstören. Und umgekehrt können viele wiederkehrende Aufgaben abends, wenn die Kinder schon im Bett sind, nachgearbeitet werden.



Paradoxerweise eignet sich ausgerechnet Homeoffice bestens für solche Tätigkeiten, die ein hohes Maß an Konzentration, Ausdauer und Genauigkeit verlangen. Inzwischen scheint die übliche Trennung von Arbeit und Privatem kaum die Konzentration auf die Arbeit zu fördern. Ganz im Gegenteil: für einige scheint der Arbeitsplatz mehr Störungen mit sich zu bringen als das Zuhause. Ob es nun die aufmerksamskeitsdurstigen Kollegen, das Großraumbüro oder spontane Zusatzaufgaben sind – aus all dem gelingt im Homeoffice eine zeitweilige Flucht.

Chancen des Homeoffice

Im Homeoffice kann ein erweiterter Spielraum zwischen Müssen und Wollen eingerichtet werden. Mit der Lockerung des gewöhnlichen Zeit- und Sollzwangs entstehen oft ungewohnte und kreative Resultate. So kann z. B. eine spontane Unterbrechung des Arbeitstages für einen Spaziergang in der Natur eine inspirierende Wirkung haben und eine unkonventionelle Ideenfindung ankurbeln, so wie auch die Möglichkeit der Interessenverfolgung und einer individuellen Akzentsetzung zum Aneignen eines besonderen Fach- und Expertenwissens motiviert.

Das Homeoffice macht es möglich, die Arbeitszeiten eigenverantwortlich zu gestalten und so eine eigene Verrechnung der vermieteten Stunden durchzuführen. Wurde mal zu viel, besonders konzentriert oder nach dem eigentlichen Feierabend gearbeitet, lässt sich das unkompliziert in Eigenregie und nach eigenem Ermessen mit einer Kürzung der künftigen Arbeitszeit abgleiten.

Eventuelle Minusstunden werden auf ähnliche Weise ausgeglichen. Damit kann ein höheres Maß an erlebter Gerechtigkeit und Genugtuung erreicht werden.

Belastungen durch das Homeoffice

Mit dem Homeoffice kann aber auch die Verfehlung einer neuen, dritten Form der Alltagsgestaltung verbunden sein. Denn wenn unklare Grenzen, schnelle Übergänge und fehlende Zwischenwege nicht als eine chancenreiche Herausforderung, sondern als Kontroll- und Maßverlust erlebt werden, stellen sich Angst und Verunsicherung ein, die Menschen geraten in den Wirkungsbereich von Zwängen. Damit sind wir bei der heute oft beklagten Belastungssituation angelangt, die das verordnete Homeoffice für viele mit sich bringt. Offenbar schafft es das Seelische, ein paar wenige Tage selbst zu gestalten. Muss man aber die ganze Woche von Zuhause aus arbeiten, zeigt sich das ganze Ausmaß des Ungelernten.

Die zeitgenössische Kultur hat mehr das Auskuppeln gefördert, nicht aber das selbständige Organisieren und Dranbleiben an einer Sache. Das ganze Ausmaß dessen, was Karl Marx als Entfremdung, als Aneignung durch das Kapital beschrieben hat, wird nun offenbar und treibt die Homeoffice-Nutzer ins Ungelernte. Denn erst jetzt, im verordneten Langzeit-Homeoffice, stellt sich heraus, dass aus der Logik der Vermietung von Arbeitskraft ein eigenverantwortliches und sachgesteuertes Arbeiten nicht notwendig gelernt wurde.



Homeoffice in der Auskuppelkultur

Diese zu bewältigende Herausforderung lässt sich mit dem Märchen „Der Krautesel“ deutlich ins Bild rücken. Es handelt von einem jungen Jäger, der von einer zufälligen Gestalt bestimmt wird: Mal wird ihm für sein gutes Herz ein Geschenk gemacht, mal wird er betrogen und verliert alles. Und es geht um ein Mädchen, das ebenfalls nicht selbstbestimmt handelt, sondern einer Hexe gehorcht und sich in ihrem Tun von ihrer Angst bestimmen lässt.

In dem vertrauten Arbeitsalltag, der oft von routinierten Vorgängen und Regeln, von klaren Priorisierungen und einleuchtenden Selbstverständlichkeiten bestimmt wird, passiert genau das, was Menschen in der Auskuppelkultur gut gelernt haben: Sie tun und lassen sich darauf ein, was da ist, sie lassen sich treiben und von wechselnden Strömungen mitziehen. Und wenn sie plötzlich zuhause selbstbestimmt arbeiten und den Tagesablauf selbst gestalten sollen, geraten sie oft in den Einflussbereich von Zwängen und magischen Versprechungen. Sie müssen von Grund auf lernen, das Zusammenfallen der einst getrennten Bereiche zu organisieren und zu leben.

Diese neue Entwicklung braucht eine echte Verwandlung, die sicher nicht jedermanns Sache ist. Doch der eigene Wunsch, die Rücksicht und Unterstützung aus dem privaten sowie beruflichen Umfeld geben den nötigen Halt und lindern den kränkenden Veränderungsschmerz. Mit einer ersten groben Planung, mit der Bereitschaft und Motivation aller Beteiligten, das Mehr an Zeit und Anstrengung zu investieren, kann der Homeoffice-Alltag starten.

Ein ordentliches Selbstmanagement und der ausgewogene Sinn für das eigenverantwortliche und sachorientierte Arbeiten befördern das Teilzeit-Homeoffice zu einer heute gängigen Form der Alltagsgestaltung. Damit etabliert sich die Ausbildung eines Wirkungsbereiches, in dem sich Arbeit und Privates in einem beweglichen und aufeinander abgestimmtem Miteinander wiederfinden.

Herbert Fitzek

Kultur als Metamorphose

40 Hefte *anders* sind nicht nur ein Grund zum Feiern, sondern auch ein Anlass zum Rückblick darauf, was Morphologinnen und Morphologen in den letzten 20 Jahren inhaltlich besonders beschäftigt hat. Unübersehbar ist dabei ein immer stärker werdendes Interesse an den aktuellen Entwicklungen in Kultur, Politik und Gesellschaft. Auch die Tagungen der Wilhelm-Salber-Gesellschaft kreisen um die Themen der Gegenwartskultur: „Alltag im Umbruch“ (2018), „Kultur zwischen Anarchie und Diktat“ (2020), „Sinn-Bilder“ oder „Sinn-Vakuum“ (2021).

Dass beispielsweise Untersuchungen aus dem Bereich der Marktforschung auch die aktuelle Kultur in Deutschland „auf die Couch“ legen, wissen wir nicht erst seit den Grünewald-Bestsellern; derselbe Klient begegnet uns in Filmen und (neuen) Medien, in aktuellen Trends und Zeitererscheinungen. Er firmiert nach Salber nun schon seit mehr als 30 Jahren unter dem Namen „Auskuppelkultur“ (Salber, 1987) und berechtigt zu der gar nicht banalen Frage, ob die Kulturentwicklung nicht längst fortgeschritten ist und neu eingeschätzt und bewertet werden sollte – schließlich hat auch Salber in seinen letzten Lebensjahren andere Akzentuierungen bei der Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse gesetzt und andere Märchen für die Kultur der Gegenwart in Anschlag gebracht.



Eine Unruhe ist im Kreis der morphologisch Denkenden zu bemerken, das aktuelle Zeitgeschehen noch mit dem alten Maßstab der Jahrtausendwende zu bemessen. Die Verhärtung der politischen Systeme, eine nie da gewesene Pandemie, die Untergangsszenarien der Klimakatastrophe sprechen scheinbar eine eigene Sprache. Und fordern dazu heraus, aus morphologischer Sicht noch einmal neu und anders zu benennen, was heute schon ist und morgen kommen könnte. Ehe nun aber voreilig zur Ausrufung eines Epochenwechsels geschritten wird, sollte kritisch reflektiert werden,

auf welchem Terrain wir uns dabei bewegen, was dazu berechtigt, ein Vorrücken der Weltgeschichte zu diagnostizieren und wie dabei aus morphologischer Sicht vorzugehen wäre.

Fortschreiten der Geschichte

In einer Podiumsdiskussion mit einer Umweltwissenschaftlerin hat Christoph Melchers einmal auf das seltsame Vergnügen an den kleinen und großen Weltuntergängen hingewiesen, von denen jedes Menschenzeitalter betroffen ist. Nicht einmal epochale Gestalten wie Goethe konnten sich dem Schauer des Erlebnisses entziehen, am Fortschreiten der Geschichte leibhaftig teilzuhaben. Berühmt geworden ist sein Kommentar zur Kanonade von Valmy: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen“. Valmy, was war das noch gleich, und was soll hier geendet oder angefangen haben?

Der Schauer, den Puls der Zeit zu fühlen, überkommt große und kleinere Teilhaber am öffentlichen Leben immer wieder. Er rührt nicht zuletzt daher, dass die Menschen von den Ereignissen der Weltgeschichte zwar heftig betroffen sind, dem Vorrücken des Geschehens aber im Ganzen gesehen ohne Chance auf Gegenwehr ausgeliefert sind. Es rollt über sie hinweg und lässt sie machtlos hinter sich. Warnungen vor dem Untergang und das Ausrufen neuer Epochen vermitteln angesichts des Unabwendbaren solcher Entwicklungen zumindest die Idee, wenn schon nichts bewirkt zu haben, es dann wenigstens zu bemerken und anderen aktiv mitzuteilen.

Die Wissenschaft tut gut daran, sich mit solchen selbst-energetisierenden Kulturdiagnosen – erst recht mit daraus abgeleiteten Prognosen – zurückzuhalten und sollte sich lieber darauf beschränken festzuhalten, was empirisch erforscht wurde. Bezüglich der Morphologie der Gegenwartskultur darf aber dennoch nach der Halbwertszeit der Auskuppelkultur gefragt werden und danach, wie man sich das Weiterücken der Kultur aus morphologischer Sicht vorstellen kann.

Dafür gibt es mit Salbers Buch „Seelenrevolution“ (1993) eine historisch bewährte Vorlage, in der viel zum Vorwärtsrücken der Kulturen gesagt ist und Salber die Geschichte des Psychischen von der Steinzeit angefangen bis zum Millennium als Verwandlungsgeschehen aufrollt und mithilfe verschiedener den Kulturepochen entsprechenden Märchen entwickelt hat.

Gestalt und Wandel

Im Rahmen einer Morphologie liegt es nahe, Kultur als „Metamorphose“ zu beschreiben und zu rekonstruieren, obwohl Salber sich an dieses Projekt in seinen Vorlesungen zur Geschichte des Psychischen und der Psychologie erst relativ spät gewagt hat. Das Konzept von Gestalt und Wandel ist ja ganz ursprünglich mit dem Metamorphosekonzept verbunden. Schon die erste morphologische Arbeit überhaupt rückt den Begriff ins Zentrum dessen, womit es die Wissenschaft von der Bildung und Umbildung lebendiger Gestalten durchgängig zu tun hat: J. W. v. Goethe (1790), „Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären“. In Salbers Buch

„Morphologie des seelischen Geschehens“ (1965) ist die (Bedeutungs-)Metamorphose eine grundlegende „Bedingung“ des seelischen Geschehens; alles ist Metamorphose, und die Stärke der morphologischen Beschreibung liegt gleichfalls in Richtung der Metamorphose, in der „Seelisches aus Seelischem hervorgeht“.

Im Fokus der seelischen Metamorphosen standen anfangs eindeutig „Stundenwelten“. Zeitlich ausgedehnte Verläufe kamen erst allmählich in den Blick und wurden erstmals systematisch im Zusammenhang der „Charakterentwicklung“ aufgearbeitet. Die Lebensgeschichte ist ja – wie die Kulturgeschichte – geprägt von sich historisch vollziehenden Abläufen und geprägt durch charakteristische Phasen und Übergangszeiten. Wie sie morphologisch zu verstehen sind und was dazu berechtigt zu konstatieren, jemand oder etwas an ihm/ihr habe sich weiterentwickelt oder sei in eine neue Wendung eingetreten, macht auch in einer Lehre von Gestalt und Wandel ein neues Fenster auf, das Salber in dem 1969 erschienenen Buch „Charakterentwicklung“ in die Formel fasst: „Charakterbildung ist Gestaltbild als Wandlung der Wandlungen“.

Es wird hier klar, dass Charakterentwicklung im Singular und Plural nicht das Ergebnis von sich ändernden Lebensumständen oder persönlichen Reifungsprozessen ist, sondern morphologisch als (historische) Wendung der Formenbildung verstanden werden muss. In diesem Rahmen erhält der Blick auf den Ablauf von lang andauernden Bildungsprozessen als „Metamorphose“ noch einmal einen anderen Akzent: „Die Verwandlung hat immer mit Werden von

Etwas und mit Anders-Werden zu tun. Das gilt von jeder Gegenwart des seelischen Geschehens – den sogenannten Querschnittseinheiten – wie von seiner Entwicklung in der Zeit – den sogenannten Längsschnitteinheiten. Und weil hier das Anders-Werden berücksichtigt werden muss, wird es erforderlich, auch die Geschichte dieses Anders-Werdens zu berücksichtigen“.

Im gleichen Atemzug bemerkt Salber, dass dafür aber keine „andere“ Morphologie erforderlich ist und die gleichen „Grundgestalten ... zusammenwirken“, die auch in aktualgenetischen Entwicklungen zu finden sind (Aneignung, Umbildung, Einwirkung und so weiter). Der Wandel des Wandels tritt nicht aus dem Gesamtgefüge der Formenbildung heraus, seine Beschreibung setzt nur besondere Akzente dabei, verständlich zu machen, wie etwas sich als dominanter Zug der Lebensführung herausbildet, welche Variationen und Modifikationen dieser mitmacht und wie daraus ein wiedererkennbares und mehr oder weniger flexibles Profil ausgebildet wird. Vom Gedanken der Analogie von Charakter- und Kulturentwicklung könnte man das sich über längere Zeiträume manifestierende „individuelle Bildungsprinzip“ (von 1969) ganz allgemein mit den „Kultivierungsmustern“ (von 1993) zusammenbringen, die für Epochen der Weltgeschichte typisch sind – wie man ja auch in Bildern für Menschen ganz selbstverständlich „barocke Charaktere“, „Revoluzzer“ oder „Biedermänner“ voneinander unterscheidet.

Über die Benennung hinaus zeigt Salber in der „Charakterentwicklung“ auch, was dazu gehört, überdauernde Entwicklungen als Metamorphose darzustellen. Lebensgeschichte



folgt den gleichen Bedingungen wie andere Wirkungseinheiten, hinzutritt aber die geschichtliche Perspektive. Das Nacheinander ist jedenfalls nicht als Folge sich abwechselnder Formenbildungen darstellbar, die quasi nacheinander ablaufe. Es ist immer derselbe Wirkungsraum, der auf die Prüfungen der Lebensgeschichte verschieden reagiert und sich dadurch verengt oder erweitert. Doch genügt es nicht, wie bei anderen Wirkungseinheiten eine Konstellation von Wirkungsfaktoren zu benennen, denn die Figuration bewegt sich weiter, das ganze Gefüge verändert sich.

Gottfried Kellers Novelle „Pankraz der Schmoller“

Salber schildert die Metamorphosen der Charakterentwicklung anhand einer literarischen Fiktion der Charakterdarstellung, an Gottfried Kellers Novelle „Pankraz der Schmoller“. Der Erzähler (Pankraz) sieht sich dabei wie viele Zeitgenossen in einer bewegten Entwicklung und macht das an den verschiedenen Lebensphasen seiner Kindheit und Jugend fest, die ihn in wechselnde Lebensverhältnisse führen: Aus behüteter Kindheit zieht es ihn in die Ferne, um sein Glück zu machen, er erleidet ein wechselhaftes Schicksal als Soldat und als Liebhaber, bewährt sich in auswegloser Situation allein mit einem Löwen. Wie steht es aber mit den Wendungen seiner Charakterentwicklung?

Salber spricht von „Charaktergefügen“, die durch Gewordenes gehalten werden und vom „Zufall“ zur Variation herausgefordert und weiterentwickelt werden. Bei Pankraz entwickelt sich in frühester Jugend das „Berechtigungsgefüge“ eines kunstvollen „Unrecht-Erleidens“ („Schmollen“), das durch mütterliche Fürsorge anfangs sprichwörtlich genährt wird und sich in berechtigten Feldzügen gegenüber weniger fürsorglichen Welten entlädt, sich bald bei sprichwörtlichen Feldzügen bewährt und dabei versierter, zugleich zurückhaltender wird, sich zeitweise komplett einigelt und am Ende angesichts eines nicht durch Schmollen zu beeindruckenden Gegenübers (des Löwen) auf menschliches Normalmaß und damit auf Verträglichkeit im Gemeinwesen gestutzt wird. Wichtig im Zusammenhang der Kulturentwicklung ist daran, dass die Abfolge der Lebensgeschichte als um eine

sich mit Konsequenz entfaltende überzeitliche Gesamtgestalt gruppiert, die sich mit geheimer Intelligenz in den Erfahrungen und Prüfungen von Lebensaufgaben bewährt. Das individuelle Bildungsprinzip des Schmollers Pankraz ist ein von Anbeginn an – als „Berechtigungsgefüge“ – agierendes, dabei zwischen Zuspitzung und Differenzierung variierendes Kultivierungsmuster, dessen Entwicklungspotenzial das zugrundeliegende Muster an keiner Stelle verleugnen kann.

Der Wandel der Kultur im 20. Jahrhundert

Für eine Morphologie macht es Sinn, danach zu fragen, ob eine solche Art von Lebensbewährung auch für den „Charakter“ der Kultur zu konstatieren ist. Wenn vom gewohnten Denken einer durch äußere Anlässe bedingten inneren Umbildung abgesehen wird, bleibt etwa für den Zeitraum des 20. Jahrhunderts zu fragen, wie sich aus dem Imperialismus der Vorkriegszeit in psychologischer Konsequenz Weltkriegsszenarien und aus ihnen die verhärteten Blockzeiten der Nachkriegszeit mit ihrer unstillbaren Einheitssehnsucht entwickeln konnten und wie es von dort aus hineinging in die das Millennium charakterisierende Auskuppelkultur.

Wenn die geschichtlichen Abläufe ähnlich wie der Charakter des Pankraz gefügt sein sollten, dann müssten die Aufbruchs-, Kriegs-, und Löwenproben des 20. Jahrhunderts psychologisch als ein (ganzes) Entwicklungsgebilde konzipiert sein, dessen Bildungsgeschehen von Version zu Version führt. Bei aller Vorsicht im Deuten der Seelenrevolution kann man Salbers Version der jüngeren Kulturgeschichte durchaus

so lesen, dass sich im Laufe des 20. Jahrhunderts ein (gespaltenes) Einheitsgefüge gebildet hat, dessen Zusammenfallen zum Ende des Jahrhunderts die Freiheit der Auskuppelkultur aus sich hervorgebracht hat und mit ihr die Not, aus beängstigender Vielfalt eine entschiedene Richtung einzuschlagen, die Verlässlichkeit und Konsequenz verspricht. Und selbst eine Fortsetzung in unser Jahrhundert ist damit vorgedeutet. Denn wenn gleichsam in jede Richtung mit Hochdruck gewünscht, gedacht und gehandelt werden kann, kommt es zu verrückten Überdrehungen und Überkreuzungen, denen gegenüber ein komplementäres Heilsversprechen in Richtung eines möglichst kompletten Herunterfahrens von Ansprüchen, Luxus, technologischem Fortschritt gesucht wird.



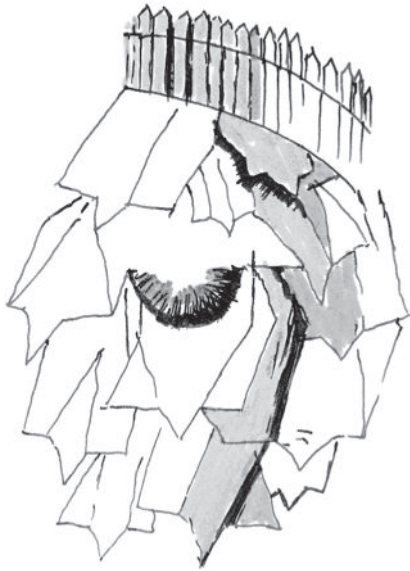
Kann das Gewordene der letzten 50 Jahre tatsächlich im Blockdenken lokalisiert werden, so wäre die daraus resultierende Auskuppelkultur demnach eine (Übergangs-)Lösung, die (seelen-)logischerweise in den „panischen Reisen“ und den Rückzugsutopien der jüngsten Gegenwart gemündet ist. Und nicht die drei aufeinander folgenden Kultivierungsmuster für sich genommen, sondern das gesamte Entwicklungsgefüge von Blockdenken, Auskuppeln und panischen Reisen würde die Metamorphose bilden, in der sich die „Charakterentwicklung“ der Gegenwartskultur manifestiert. Der Wandel des Wandels würde konsequenterweise die drei Phasen eines gemeinsamen Bildungsprinzips umfassen und die Metamorphose der Gegenwartskultur wie das Leben einer ganzen Generation von Menschen mit den Herausforderungen und Prüfungen ihrer Geschichte auseinandersetzen. Einheit, Auskuppeln und Reisebewegung stecken das Entwicklungsgefüge der Kultur in der Gegenwart ab. Genauso hat Salber die Kultur der Gegenwart in der „Seelenrevolution“ angelegt und dafür eine Reihe von Märchen aufgerufen: „Tischlein deck dich“ für die Grundlage der gespaltenen Einheit, „Krautesel“ für das im Zusammenfallen der Gegensätze mögliche Ganze der Auskuppelkultur und „Das Wasser des Lebens“ für den daraus resultierenden Gegenlauf von Hochfahren und Herunterfahren.

Die Zukunft der Auskuppelkultur

Der Rückgriff auf die Frage nach der morphologischen Klärung des „Wandels im Wandel“ macht es möglich, der

Ausgangsfrage nach dem Fortschreiten der Auskuppelkultur mit größerer Gelassenheit zu begegnen. Dass die Kultur nach der Drucklegung der Seelenrevolution fortschreitet, lässt das psychologische Profil der neueren Kulturgeschichte weder in ihren historischen Teilen noch in den Kapiteln über die Kultur der Gegenwart und heraufziehende Weiterentwicklungen hinfällig werden. Als Metamorphose von Gewordenem, Entwicklungsgefüge und Spielraum für Neubildungen gesehen wird die Auskuppelkultur es sicher noch eine ganze Zeit lang mit der Ungeduld des Aufbruchs zu Neuem und Ungeahnten aufnehmen können.

Und die Morphologinnen und Morphologen können wie bei Charakterentwicklungen, die sie oft über viele Jahre therapeutisch begleiten, immer wieder mit Erfahrungen rechnen, die aus der Sicht der Öffentlichkeit einmalig und neuartig erscheinen, vom Muster der Gegenwartskultur aber ohne große Kunstfertigkeit als naheliegend und konsequent verständlich gemacht werden können. Trotz der nie dagewesenen Herausforderung durch natürliche, gesundheitliche und politische Katastrophenereignisse in den letzten Jahren spricht somit viel dafür, dass die „Seelenrevolution“ auch 30 Jahre nach ihrer Veröffentlichung Bestand hat – wir werden damit leben müssen, dass sich die Generationen nicht neu erfinden, wann es ihnen passt. Indessen fällt das Sehen von Kontinuitäten schon lebensgeschichtlich nicht leicht; wie sehr überwiegt nach einschneidenden Lebenserfahrungen das Gefühl, „ein neuer Mensch“ zu sein. So ging es schon Pankraz, der bei jeder neuen Herausforderung meinte, sich gleichsam neu zu erfinden, dessen bewegtes Leben morphologisch aber



durchgehend von einem einheitlichen Kultivierungsmuster her („Schmollen“, Berechtigungsgefüge) überblickt werden kann. Dabei trat er durchaus nicht auf der Stelle und wurde vom umsorgten Tunichtgut schließlich zum Löwenbezwin-ger. Muster sind prägend, aber nicht gleichförmig, weil sie Wirklichkeit aus sich heraus verwandeln („Verwandlungs-muster“).

Vielleicht ist die Charakterentwicklung des Pankraz gar nicht weit entfernt vom Verwandlungsmuster der Gegenwartskultur. Märchen gab es 1969 noch nicht in der Morphologie, doch seine wehleidigen Versorgungsansprüche, seine Berechtigungsversessenheit und sein ängstliches Zurückweichen vor kritischen Lebensprüfungen lassen durchaus an die Krautesel und Krauteselinnen unserer Tage denken.

Und wenn ein anderes Märchen passender sein sollte, wäre mit den gefundenen Seelenverwandtschaften von Pankraz und Krautesel nichts für die Darstellung seiner Charakterentwicklung verloren: Morphologisch passen alle Märchen zu den Mustern der Selbstbehandlung des Seelischen im Großen und Kleinen. Sie passen nur mehr oder weniger gut, und wenn Salber außer den drei Märchen der jüngeren Gegenwart zuletzt immer neue Märchen zur Kennzeichnung der Gegenwartskultur angeboten hat, muss darin kein Hinweis darauf gesehen werden, dass er von einem grundlegenden Wandel der Verhältnisse ausging. Im Gewoge der Gegenwart sind gleichsam alle Märchen wirksam; nur erwarte niemand, dass heute oder morgen die Schwelle zu einer neuen Epoche der Kulturentwicklung betreten wird – das wäre vielleicht ein Märchen, aber keine Metamorphose.

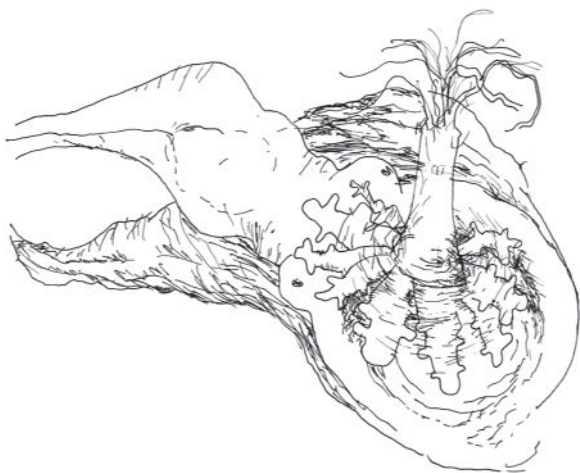
Dirk Blothner

Der Schrecken der Metamorphose

Im Kino bin ich über die Horror-Romanze „Border“ (Schweden 2018) von Ali Abbasi in die Welterfahrung von Trollen geraten. Eine befremdende Nähe zur Tierwelt und zur Natur eröffnete sich. Es entfaltete sich eine andere Anordnung von Wirklichkeit. An einer Stelle des Films habe ich luzide verspürt, wie es wäre, wenn unser Geruchssinn so ähnlich funktionierte wie bei den Trollen Tina (Eva Melander) und Vore (Eero Milonoff) im Film: Wir wären sehr viel unmittelbarer mit unserer Umgebung verbunden. Wir könnten Stimmungen und Gefühle anderer riechen. Verstellungen und Heucheleien würden wir unmittelbar durchschauen. Wir bekämen ein anderes Bild von den Absichten der Menschen. Eine andere Kultur wäre daraus entstanden. Ich musste lachen, weil mir meine eigene Art, die Wirklichkeit zu kategorisieren, im Spiegel des Films zufällig vorkam. Ich lachte nicht über die seltsamen Trolle Tina und Vore. Ich lachte über meinen unreflektiert bestimmenden Blick. Über solche Momente vollzog sich beim Zuschauen eine Metamorphose des mir vertrauten Wirklichkeitsbildes.

Nach der Vorstellung stellte ich fest, dass nur wenige im Saal ein ähnliches Vergnügen daran gehabt hatten, über „Border“ ihre gewohnten Formen des Erlebens in Frage stellen zu lassen. Die Kommentare und Interpretationsansätze, die im Rahmen einer sich anschließenden Veranstaltung ins Gespräch kamen, konzentrierten sich auf die Figuren der

Filmstory. Es wurde über deren Handlungen nachgedacht. Ihre „Motive“ wurden deutend erschlossen. Wenn eine Handlung schwer verständlich war, zeigte sich eine Tendenz, den Film dafür zu kritisieren. Gar nicht leicht zu akzeptieren war zum Beispiel der Geschlechtsakt der beiden hermaphroditischen Trolle. Vore, der von den Zuschauern als Mann gesehen wurde, gibt sich Tina mitten im Wald hin, die aus ihrer Scheide einen Penis herausfährt und ihn damit laut schreiend penetriert. Ähnlich schwer zu fassen war das Ende: Tina bekommt von Vore ein Baby per Post aus Finnland geschickt. Nun fragte man sich, wie Vore nach Finnland gekommen sein kann. Er war doch mit gefesselten Händen vor den Augen der ihn bewachenden Polizisten vom Schiff gesprungen!



Mit Handschellen kann niemand schwimmen und schon gar nicht bis Finnland.... Es wurde aus dem Blick verloren, dass das durchgemachte Erlebnis von einem Film geführt wurde. Das ganze ‚Dispositiv‘ des Kinos ist darauf angelegt, unserem Seelischen materialnahe Verwandlungen zu ermöglichen, die wir in anderen Kontexten in dieser einbindenden und doch folgenlosen Form nicht erfahren können. Die Frage „Ist das logisch?“ wird in diesem Kontext – zumindest während der Vorstellung – zurückgestellt. Vermutlich waren die Kinobesucher, durch die ihnen nahegelegten Wendungen verunsichert und suchten wieder Fuß zu fassen, indem sie vertraute Anhaltspunkte belebten und die Bildstörung auf diese Weise abzustellen versuchten.

Das Unfassbare des Filmerlebens

Warum fällt es schwer, vertraute Grenzen überschreitende Komplexentwicklungen des Films so zu nehmen wie sie sind? Warum stellt sich so oft ein Widerstand gegen sie ein? In Hinblick auf den Traum sind wir inzwischen eher dazu bereit, ihn so verwunderlich bestehen zu lassen, wie er sich am Morgen präsentiert. Aber nach einem verstörenden Kinoerlebnis scheinen wir um Fassung zu ringen: Gibt es das? Kann es das geben? Ich spüre etwas, aber es ist kaum zu greifen. Es ist wirklich, aber ich kann es nicht sehen oder ertasten. Es ist also da und doch nicht da. Wenn mich etwas spürbar mitreißt und ich sehe nicht, wer es gemacht hat, kann es nicht wirklich sein!

Der Filmwissenschaftler Marcus Stiglegger hat in Anlehnung an Arbeiten von Jean Baudrillards eine „Seduktionstheorie des Films“ (2006) formuliert. Demnach verstehen es Kinofilme erstens, die Menschen dazu zu bewegen, sie anzusehen. Sie bringen ihnen zweitens eine bestimmte Aussage nahe und – in einem dritten und entscheidenden Schritt – verführen sie zur Preisgabe vertrauter Haltungen und Auffassungen. Stiglegger betont, dass die Seduktionstheorie kein allgemeines Modell von Filmwirkung ist. Voraussetzung sei, dass „performativ“ inszenierte Filme auf „verführungsbereite Zuschauer“ treffen. „Border“, mit seiner enorm physischen und sinnlichen Präsenz, mit seinem Angebot einer ganz anders strukturierten Wirklichkeit, ist ein Beispiel für einen „performativen Film“. Wenn er auf Zuschauer trifft, die bereit sind, ihre vertrauten „Haltungen“ für die Dauer des Kinobesuches verunsichern zu lassen, kann er seine ganze, zugleich faszinierende und verstörende Wucht entfalten.

Metamorphose der Bedeutungen

Uns führt der oft beobachtete Widerstand gegen die seduktive Kraft des Films zu einem frühen Konzept Wilhelm Salbers: „Metamorphose von Bedeutungen“. Salber fasst sie in seinem die Psychologie neu ausrichtenden Buch „Morphologie des seelischen Geschehens“ als eine von sechs „Bedingungen“, über die das Seelenleben die Verhältnisse der Wirklichkeit behandelt. Demnach wird seelisches Geschehen durch eine Tendenz zur Selbstbewegung bestimmt. Die psychischen Prozesse spitzen das Fließen, das allgegenwärtige Werden

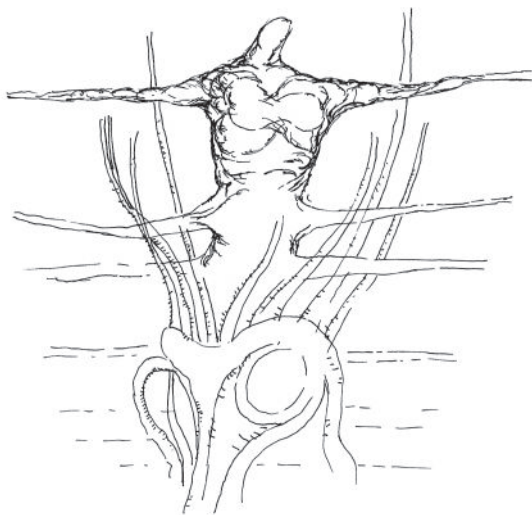
und Vergehen der Wirklichkeit zu. Sie stehen auch in motorischen Ruhephasen wie dem Sitzen im Kino nicht still. Im Gegenteil. Das Kino versteht es, die Bewegtheit des Psychischen zu steigern und zu beschleunigen. Um die einbindende Kraft der „laufenden Bilder“ zu verstehen, kann man auf ein dynamisches Begriffspaar rekurrieren, das Salber in diesem Zusammenhang als „Betreiben und Verlangen“ bezeichnet. Die Bilderfolgen des Films betreiben einen bedeutungsge-ladenen Keim. Dieser verlangt danach, weiteres Material zu seiner Entfaltung zur Verfügung gestellt zu bekommen. Dadurch wird ein erweiterter Keim entfaltet, der wieder anderes verlangt.... Salber meint, ohne die Annahme eines solch imperativen „Betreibens und Verlangens“ bliebe „das Einbeziehen von Unwirklichem, von Phantastischem in seelische Formenbildungen unerklärbar. Wir verstünden nicht, wieso wir durch Fiktionen bewegt werden oder wieso wir durch Phantasien in Erregung geraten.“ (1965, S. 97)

Bei „Border“ drängen Fragen, die mit dem seltsamen Aussehen und Verhalten der Zollbeamtin Tina am Anfang des Films aufkommen, auf weiteres Material, das sie beantworten und ausführen könnte. Wenn eine solche Ungeschlossenheit besteht, greift sie nach allem, was sich ihr zur Schließung anbietet. Ja klar! Die Frau ist kein Mensch, sie ist ein Troll. Und klar! Trolle gehen ganz anders mit der Welt um als wir. Wie mag die aussehen? Ehe sich die Kinobesucher versehen, sind sie schon in einer betreibenden und verlangenden Dynamik verfangen, bildet sich die mitgebrachte Ausgangslage um. Sie fragen nicht mehr, ob Tina real ist oder nicht. Denn sie verspüren sie als ‚wirklich‘. Man nennt diesen Prozess

gerne „Spannung“, hat dabei aber in der Regel nicht im Blick, dass es sich dabei um eine komplexe seelische Formen(um)-bildung handelt. Wir geraten zwischen zwei Anordnungen von Wirklichkeit. Wir sind so lange in die Bildentwicklung des Films eingebunden, wie es dieser gelingt, unser Psychisches in der Paradoxie von Sein und Anderssein zu halten. Diese zerdehnte und über zwei Stunden aufrechterhaltene Metamorphose macht den Selbstgenuss der Kinofahrt aus. Aber offenbar auch ihren Schrecken.

Schreckliche Metamorphose?

Die Selbstbewegung ist nicht das Ganze. Sie ist eine postulierte Extremtendenz, die sich mit den Forderungen anderer Bedingungen des Seelischen auseinanderzusetzen hat. Auf diese Weise bildet sich unter dem Eindruck der Bewegungen des Films nicht einfach eine ungehaltene Raserei aus, ein abstraktes Fließen in Form einer Assoziationskette etwa. Vielmehr formieren sich zwischen Selbstbewegung und Auseinandersetzung bedeutsame Gestalten, die sich mit voller Wucht entfalten. Mit ihnen ändern Einzelheiten ihre Stellung im Ganzen. Eine alles mitziehende Umdeutung findet statt. Man kann nicht wissen, wo man herauskommt, wenn man sich auf sie einlässt. In diesem anders-Heft hat Wolfram Domke am Beispiel der Aktivitäten eines Fußball-Vereins dargestellt, auf welch heftige Art und Weise die Schicksalslinien dabei umschwingen können. Ähnlich springt man beim Erleben eines Films mitunter in einen „Brunnen“ und kommt im Reich von „Frau Holle“ heraus.



Bevor also die Besucher der oben angesprochenen Veranstaltung nach vertrauten Anhaltspunkten der Kategorisierung griffen und darüber ein wenig mehr „Herren der Lage“ wurden, haben sie die Erfahrung gemacht, in eine Bedeutungsmetamorphose zu geraten, die sie nicht in der Hand hatten. Dem Film von Ali Abbasi gelingt es offenbar, ihnen einen Eindruck von der Welt von Fabelwesen in einer Intensität zu vermitteln, der sie in ihren Vertraut- und Gewissheiten erschüttert. „Der Film macht uns mit der Erlebenswelt einer fremden, nichtmenschlichen Spezies vertraut, was unsere Definition von Menschlichkeit in Frage stellt.“ (persönliche

Mitteilung von M. Stiglegger). Die selbstverständlichen Bedeutungen von Welt wandeln sich ab in unvertraute Bedeutungen. Um ihr Gleichgewicht wieder zu finden, suchen sie nach bewährten Haltepunkten. Sie sind in einen alles anders anordnenden Wirbel geraten und greifen nach Stützen, über die sich die Turbulenz wieder legen kann.

An Filmen wie „Border“ lässt sich nachvollziehbar herausheben, wie Filme diesen Schrecken der Metamorphose uns nahebringen. Was aber wäre, wenn jeder Kinofilm, der darauf aus ist, einen Komplex des seelischen Lebens in Entwicklung zu bringen, die Zuschauer auf eine ähnliche, nur nicht so offensichtlich auszumachende, schiefe Ebene führte?



Könnte dieses strukturierende Moment der Filmerfahrung nicht die Begründung dafür sein, dass es so aufwendig und schwer ist, den Kinofilm als psychische Formenbildung zu sehen und diese – anstelle der im Film agierenden Personen – zu beschreiben? Sträuben wir uns vielleicht grundsätzlich gegen die Erfahrung von Metamorphose, so dass wir beharrlich und immer wieder versuchen, den erlebten Film in einen „gesehenen“ und „gedachten“ Film“ zu übersetzen? Es gibt eine starke Tendenz, die Film-Figuren, über die der metamorphosische Erlebensprozess zum Ausdruck kommt, so zu behandeln, als wären sie real existierende Menschen. Was haben wir davon? Kann es sein, dass wir Züge unseres eigenen, so schwer fassbaren, so flüchtigen Filmerlebens in etwas gegenübergestellt Anderem zu erfassen suchen? Kann es sein, dass wir uns grundsätzlich nach dem Kinobesuch den festen Grund unter den Füßen zurückholen, den wir während der Vorstellung verlieren?

Wilhelm Salber

Filmische Metamorphosen der Auskuppelkultur

Leider hat sich heutzutage die Wirklichkeit des menschlichen Alltags von der offiziellen „Korrektheit“ wieder so weit abgespalten, wie das in den viktorianischen Zeiten der Fall war. Es gerät aus dem Blick, wie die Menschen wirklich sind. Sehr zum Schaden der geschichtlich notwendigen Umbildungsprozesse, die für jede Kultur erforderlich sind. Denn wenn man die Geschichte des Seelischen in den verschiedenen Kulturen verfolgt, kann man die Augen nicht davor verschließen, welche „Umwertung der Werte“ dabei immer vonstattenging; wie oft sich neue Lebensbilder entwickelt haben, die „jenseits“ geschichtlich fabrizierter und dann verfestigter Wertsetzungen liegen.

Gestaltverwandlungen und ihre Übergänge stehen im Mittelpunkt des menschlichen „Lebens-Rades“. Damit Menschen in einer fließenden Wirklichkeit existieren können, müssen sich sowohl stabile Gestalten ausbilden können als auch bewegende Umbildungen, in denen diese Gestalten Verwandlungen weiterentwickeln. Insbesondere die Psychästhetik von Gestalt-Verwandlung macht darauf aufmerksam, dass es immer auch menschliche Werke (Kunst, Film) geben wird, die Verwandlungen als (typische) Gestaltungsvorgänge einleiten und auf Seelen-Revolutionen und Neuentwicklungen drängen. Das gehört zum Menschlichen, wie es wirklich ist; es ist eine Seite, die sich ständig mit der anderen Seite der Gestalt-Bildung zu ergänzen sucht.



Behandlung und Komplexentwicklung

Die in Frage stehenden Werk-Probleme lassen sich von dem Stichwort „Komplexentwicklung“ her vergegenwärtigen: Was sich in diesen Produktionsprozessen selbst zeigt, begründet die psychologischen Aussagen über Sinnzusammenhänge und Entwicklungsformen beim Umgang mit Filmen. Von einer Beschreibung und Zergliederung dieser Grundprozesse (Komplexentwicklung) ist psychologisch abzuleiten, wie sich Entwicklungen gestalten, „wohin“ es seelisch geht,

was sich umsetzen, ergänzen, modellieren, durchziehen, zu einer Endgestalt führen lässt. Demgegenüber nutzt es nichts, Werte, Ziele, geheime Absichten, „Mechanismen“ aus intellektuellem Rasonieren, aus „vernünftigen“ Schlussprozessen, aus Internet-Zusammenstellungen abzuleiten. Bei den Komplexentwicklungen zu verweilen, ihr Hin und Her und ihre Paradoxien auszuhalten, das Ganze in ein bewegliches Bild zu rücken – das erst ist „Liebe zur Sache“. Liebe zu einer befremdlichen und oft unbequemen Sache: zu einer märchenhaften, drastischen, besessenen, sich ständig drehenden Verwandlungs-Wirklichkeit, mit ihrer Gier und Angst, ihrem Wonneleid und ihrer Tragikomik.

Beim Umgang des Seelischen mit der Wirklichkeit haben wir mit Unterhaltungen in einem übergreifenden Sinne zu tun; so wie Goethe von Gestaltung – Umgestaltung sprach als des ewigen Sinnes ewiger Unterhaltung. Vielleicht kann die Analogie zu psychologischen Behandlungsprozessen noch einmal verdeutlichen, warum die Menschen sich auf Unterhaltungen einlassen. Die Formen der psychologischen Behandlung haben sich geändert seit ihren Anfängen bei Freud, Adler und Jung. Die hatten damals noch ein stabiles Bild einer Kultur und ihrer Maße vor Augen – in der Auseinandersetzung damit gewann ihre Analyse Kontur. In der Auskuppelkultur unserer Zeit sind der Therapie diese Anhaltspunkte verlorengegangen: Alles geht und alles geht nicht. Daher bleibt einer psychologischen Behandlung in unserer Zeit nicht viel anderes übrig, als sich zunächst einmal auf die Unterhaltungen einzulassen, in denen von Fall zu Fall ein bestimmtes Muster mehr oder weniger unbewusst ein Leben bestimmt.

Wie es in der Stundenwelt einer Film-Verfassung verspürt werden kann, so versucht auch eine psychologische Behandlung nahe zu bringen, dass die Eigenart menschlichen Existierens dazu zwingt, geschichtlich bestimmte Kultivierungsmuster zu entwickeln und auszugestalten. Da werden nicht Werte hin- und hergezerrt; hier geht es vielmehr darum, Patienten erfahren zu lassen, wie die Sinnzusammenhänge ihrer Unternehmungen, deren Leiden und Freuden Ausdruck universaler seelischer Kultivierungsprobleme sind. Angesichts der Forderungen des Tages werden die Patienten finden, dass sie das Ganze auszutragen haben: dass sie ein entschiedenes Bild auszugestalten suchen, dass sie dabei Verhältnisse der Wirklichkeit modellieren, dass sie dabei in Entwicklungen geraten, die eigene Grenzen, Chancen, Übergänge und Behinderungen haben. Dass in ihren Klagen und Ansprüchen ein „tieferes“ Leiden unter diesen Existenzbedingungen am Werke ist. Ein Behandlungsprozess kann nicht heilen, kann nicht neue Menschen schaffen; er kann versuchen herauszufinden, was sich an einem Muster verrücken lässt, welche Umbildungen es ertragen kann, welche Entwicklungsprozesse (wieder) in Gang kommen können.

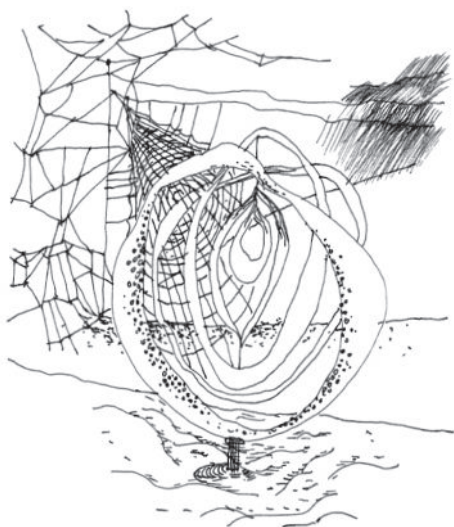
Das sind gestalthafte Analogien zu den Unternehmungen, in die uns Filme hineinbringen können. Das sind keine harmlosen, sondern wirklich bewegende Geschichten mit einer eigenen Dramatik der Verwandlung von Wirklichkeit und der Angst vor Verwandelt-Werden durch fremde und unheimliche Gewalten. Sich-Entwickeln, Sich-Bestätigen, Tagträumen, Angeheizt-Werden, Umzentrieren, eine lange Liste solcher Prozesse gehört zur „Komplexentwicklung“

dazu – in einer psychologischen Behandlung wird das zuge-
spitzt und bestimmten Regeln unterworfen. Man kann sich
an Behandlungsprozessen klar machen, was wirklich beim
Umgang mit Filmen in Bewegung kommt, um welche Mu-
ster von Verwandlung sich das Ganze drehen kann. Nur von
da aus kann man auch über „Sinn“ reden, über ersehnten,
verspürten, betätigten, als bedeutsam erfahrenen Sinn. Und
das ist immer etwas ganz anderes als Abstraktionen von
Werten, von Fortschrittlichem oder von Korrektem und Ver-
nunfngerechtem.

System von Anbieten und Gebieten

Ganzheit, die anderes ins Bild setzt, wird auch in unserer Zeit
durch ein Märchen dargestellt. Das Märchen vom „Meer-
häschen“ stellt heraus, welche Seelenrevolution in der an-
haltenden Krise Europas auf den Weg kommen kann: das
scheinbar Ungewichtige und Nichtige setzt sich gegen die
Welt des neuen Übermenschen in der Auskuppelkultur durch.

Im Märchen vom „Meerhäschen“ steht auf einem Königs-
schloss eine Fabrikation (Glaswelt), der nichts im Lande ent-
geht. Eine Herrscherin fordert die Leute in ihrem Lande he-
raus, sich vor ihr zu verstecken, nach den Regeln dieser Welt
von Wettbewerb und Wetten. Wer entdeckt wird, verliert
den Kopf. Ein Junger wagt es dennoch. Trotz hilfreicher Tiere
wird er zweimal entdeckt. Sie haben ihn vergeblich versteckt.
Aber beim dritten Mal geht er aus der Passivität heraus und
beginnt zu handeln. Mit Fuchsklugheit, selbstständigen Ver-
wandlungen durch Eintauchen in eine Quelle und auch durch

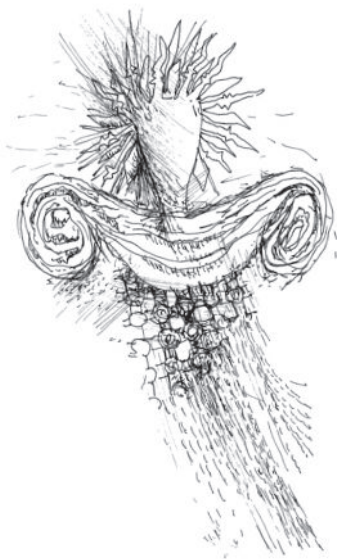


Täuschungstheater wird die Automatik des übertechnisierten Glas-Geräts außer Kraft gesetzt. Es wird zerstört und erlaubt eine neue Freiheit mit eigenen Geheimnissen.

Für eine morphologische Übersetzung geht es hier nicht bloß um einen Kontrollapparat. Es geht vielmehr um die ungeheure Automatik eines Getriebes von Anbieten und Gebieten, das sich der Übertechnisierung bedient. Hier geht die Zeit der Auskuppelkultur über in ein anderes Zeitbild, eine neue Seelenrevolution. Die fast uneingeschränkte Kontrolle ist nur eine der Folgen dieses Getriebes von Übertechnisierung bei Anbieten und Gebieten. Zu spät haben die Menschen

gemerkt, dass sie durch die Übertechnisierung einer uneingeschränkten Kontrolle verfallen sind. Eine Richtung bei diesem Kulturentwurf löst die Behandlung der Übermensch-Diskrepanzen ab durch ein Regime, das als Fundamentalismus bezeichnet, aber nur einseitig verwendet wird.

Von der Märchendramatik her erweisen sich überraschende Analogien zwischen orthodoxen Gotteskämpfern und den Anbietern-Gebietern des Kapitalismus, wenn auch mit vielen Abstufungen. Und die Analogie geht hier noch weiter. Wer sich einem solchen System nach dessen Regeln zum Kampf stellt, verliert den Kopf, und zwar auf sehr



raffinierte Art und Weise. „Versteck dich!“ hilft da nicht viel. Denn das umfassende Unternehmen von Anbietern und Gebietern setzt sich im Seelenleben der Menschen von zwei Seiten her fort. Es bietet sich gleichermaßen als Vorlauf wie auch als Fortsetzung ihres Seelenlebens an.

Das lässt sich besonders an der Eigenart der Mitteilungs-Medien im Rahmen des Ganzen der Meerhäschen-Kultur ablesen. Sie bekräftigen das stählerne Gerüst der Übertech-nisierung im Sinne der Anbieter-Gebieter wie eine Anleitung für seelische Beschäftigung, für Bewegungstendenzen, Gier, für Entwicklungsprozesse. Dabei treten sie besonders „kor-rekt“ auf. Aber zugleich paaren sie dieses Korsett mit einem begrenzten Angebot von Duselezuständen, von Höhenschwin-del, von unverständlichen und diffusen Informationen. Was wiederum dem Heucheln, der Korruption, der Geheimwirt-schaft viele Verhüllungen anbietet. Die Bürger werden abge-lenkt auf Sex und Crime, auf Talkshow, Events, Meisterschaf-ten, Suche nach Superstars. Das Duseeln breitet sich aus ohne Entschiedenheiten, ohne Verstehenszusammenhänge, ohne selbstständiges Fragen und Erfahren. In dieser Paarung von Korrektheit und Duseelhaftem wird die Eigenart der Mittei-lungsmedien in der Kultur des Meerhäschens bestimmt: Was anders werden will, wird entkräftet, ausgegrenzt, für Nichts und verrückt erklärt.

Nichtiges und Unperfektes weisen die Richtung

Die Automatik prägt ein Ganzes, das Entwicklungen zu verhindern sucht, indem sie sie zu Nichts erklärt. Aber das

Nichtige stellt sich mehr oder weniger unbewusst in ein herausforderndes Verhältnis zu den Einschränkungen des Übermaßes von Anbieten-Gebieten. Das lebendige Nichts steht gegen das starre Übermaß und Unmaß. Denn das Nichtige ist lebendig, wie es das dritte Versuchen im Märchen zeigt. Im Widerstehen gegen die Einschränkungen bringt es eine eigene Seelenarbeit ins Spiel. Es lässt dabei eine Ergänzung von Nichtigem mit der Freude am Werk-Ganzen zu.



Nur in einer offenen Selbstbewegung können die Menschen ein Entgegenkommen der Naturverwandlungen, der Tierkumpane, des Theaters von klugen Füchsen gewinnen. Das ist zwar für die Gewalt von Anbieten-Gebieten scheinbar nur ein Nichts – aber dann macht es seine eigene Revolution. Es revoltiert als Seelenarbeit durch sein Empfinden, Spielen, sein Lachen, wie es sich auch in Träumen, Märchen und Mythen andeutet. Da können auch die Geheimnisse wieder Raum gewinnen, genauso wie der Humor, der sich im

Weiterbewegen entfalten kann. Die Automatik bleibt da auf ihrem eigenen Schema sitzen.

Im Märchen vom „Meerhäschen“ deutet sich an, wie es weitergehen kann. Überperfektionieren, Stillstand, Passivität stehen gegen Entwicklungsprozesse, die das Menschliche in dieser Wirklichkeit nicht zu perfektionieren suchen. Für eine offene Entwicklung ist der CeBIT-Spruch „Kommunikation von allem mit allem. Bloß ohne Menschen.“ Irrsinn. Unsere Untersuchungen zu Gesundheitsautomatik, Überversicherung, verkehrten Ausstellungskomplexen zeigen, welche Bedeutung die paradoxe Ergänzung von Entwicklungsbewegungen, Fragmentarischem, Poetischem mit der Entschiedenheit von Bildern der Verwandlung hat.

Filme wie der „Da Vinci Code“ (USA 2006) oder „Ziemlich beste Freunde“ (F 2011) greifen das Märchen auf. In dem Film „Ziemlich beste Freunde“ wird der Kultur-Automat des Meerhäschens als eine Querschnittslähmung auf die Bühne gestellt – mit all den Schutz-, Sicherungs-, Pflegemaßnahmen, wie sie in diesen Jahren selbstverständlich geworden sind. Nicht nur bei kranken Personen, sondern auch bei kranken Staaten. Dem entspricht im „Da Vinci Code“ das Netz der Verschwörungen, die gegen eine Entdeckung absichern wollen. Nun tritt ein „schwarzer Mann“, ein Outlaw, ein Dieb in diese Welt des „Systemrelevanten“. Zunächst kommt uns verdächtig vor, dass da ein Trickster und Täuscher auftritt; der scheint an unser Besitztum zu gehen. Aber so ganz können die Zuschauer den Spaß nicht leugnen, wenn er das für gut und normal Erklärte reizt, foppt und dabei eine Störungsform durchsetzt. Mehr und mehr wird die Selbstbewegung eines

neuen Werkes mitbewegt. Das Filmerleben macht spürbar, wie im Verborgenen bei uns allen einiges darauf lauert, mit dem Ordentlichen und Reinen aufzuräumen. Zunächst geht das aber nur bis an bestimmte Grenzen heran. Aber dann müssen wir mehr schlucken. Wir müssen Stück um Stück verdauen, wie sich etwas zu einem ganz anderen Gegenlauf zuspitzt. Wie weit werden die es treiben? Unglaublich! Das ist nur mit einigem Hin und Her zu ertragen, mit Umdeutungen, „das ist ja nur Filmtheater“. Da wird es kritisch. Gott sei Dank wird es dann auch wieder etwas normal, eine Partnervermittlung, eine Liebe, die uns mitnimmt, das erträgt vieles. Zumal am Ende wie bei den Märchen versichert wird: Und sie lebten zusammen glücklich und zufrieden bis an ihr Lebensende.

Unsere Kultur lernt nur im Durchmachen-Müssen um, sie muss die Gespenster der Zukunft erleiden. In diesem Durchmachen wird sie auch lernen, den Film wiederzugewinnen – als eine Kunst, alte und neue ‚andere‘ Welten in dramatischen Bildern herauszufördern.

Von der Redaktion überarbeiteter Text aus: W. Salber et al. (2015): Seele macht Filme – Filme machen Seele. Berlin: HPB University Press, S. 95-101.



Yizhak Ahren

Suizid einer begabten Frau

Christina Pareigis, Susan Taubes. Eine intellektuelle Biographie. Wallstein Verlag, Göttingen 2020. 472 Seiten.

Wenige Wochen nach dem Erscheinen ihres Romans „Divorcing“ hat die in Budapest geborene amerikanische Philosophin, Schauspielerin und Schriftstellerin Susan Taubes (1928-1969), Tochter des renommierten Psychoanalytikers Sandor Feldman (1889-1973), Selbstmord begangen. In ihrer vorzüglichen Taubes-Biographie zitiert Christina Pareigis folgende Bemerkung aus dem Tagebuch: „In about two weeks I will drown myself“. Drei Wochen nach dieser Resolution hat Taubes sich das Leben an der Küste von Long Island genommen. An mehreren Stellen ihres Buches geht die Biographin auf die Frage ein, wie es zu dem seit geraumer Zeit erwogenen Suizid kam.

Als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Literatur- und Kulturwissenschaften in Berlin arbeitete Pareigis im dort befindlichen Susan-Taubes-Archiv. Pareigis hat sich intensiv mit den veröffentlichten und vor allem auch mit den unveröffentlichten Schriften von Susan Taubes beschäftigt, und sie hat den Briefwechsel von Susan Taubes mit ihrem Ehemann Jacob Taubes in zwei Bänden herausgegeben. Ihre nun publizierte „intellektuelle Biographie“ wird kaum mehr zu übertreffen sein. Damit die Leser wissen, wie die hübsche Frau und ihre Angehörigen aussahen, sind mehr als ein Dutzend Photographien aus dem Familien-Album im vorliegenden Buch abgedruckt worden.

Als der Roman „Divorcing“ 1995 unter dem irreführenden Titel „Scheiden tut weh“ auf Deutsch erschien, wurde dieses Werk von der Kritik durchaus beachtet. Viele Rezensenten haben das Buch jedoch sehr einseitig gelesen – als eine gnadenlose Abrechnung der Autorin mit dem bekannten Universitätslehrer Jacob Taubes (im Roman: Ezra Blind genannt), von dem sie sich hatte scheiden lassen. Die Überbetonung eines bestimmten Themas wird dem Gesamtkunstwerk nicht gerecht. Wer die Ausführungen von Pareigis aufmerksam gelesen hat, wird den ambitiösen Roman viel besser verstehen.

Die Lebensgeschichte der jüdischen Intellektuellen Sophie Blind wird im Roman aus der Perspektive einer Toten erzählt! Pareigis bemerkt: „Protagonistin und Romangeschehen weisen zahlreiche Ähnlichkeiten mit der Autorin und ihrer Biographie auf.“ Taubes hat – das darf man bei der Interpretation von „Divorcing“ nicht vergessen – keine Autobiographie geschrieben, sondern ein literarisches Werk, das ihr eine „freie“ Gestaltung ermöglichte. Als Romanautorin musste Taubes sich nicht an die Chronologie der Ereignisse halten und sie konnte groteske Szenen erfinden.

Aus der sorgfältig recherchierten Biographie geht hervor, dass Taubes eine begabte und vielseitige Frau war. Weder bei der Behandlung eines heiklen Themas noch bei Begegnungen mit prominenten Zeitgenossen hatte sie Berührungsängste. Um nur ein Beispiel zu bringen: Als sie 1952 vorhatte, eine Dissertation über Martin Heideggers Philosophie zu schreiben, fuhr die kühne Studentin nach Freiburg, um den Meister persönlich zu treffen. Als Taubes ohne vorherige Absprache an seine Tür klopfte, erfuhr sie, dass Heidegger gerade auf einer Italienreise sei.

Später änderte sie übrigens ihren Plan und schrieb ihre Doktorarbeit über Simone Weils Theologie eines abwesenden Gottes. Im Roman bemerkt die Protagonistin einmal: „Ich finde eine Frau über fünfundzwanzig, die die Philosophie noch ernst nehmen kann, einfach bejammernswert“. Offensichtlich liebte Taubes zugespitzte Formulierungen.

In ihrem Roman beschreibt Taubes sowohl zahlreiche Erlebnisse von Sophie Blind als auch die verzweigte Geschichte ihrer Familie. Schönfärberei wird in den Schilderungen peinlichst vermieden, niemand wird geschont. Die Autorin porträtiert viele einzelne Personen und gleichzeitig den historischen Prozess der Assimilation einer frommen jüdischen Familie in Ungarn: Sophies Großvater väterlicherseits war ein orthodoxer Rabbiner; die meisten seiner Kinder haben sich jedoch für eine andere Weltanschauung entschieden (ihr Vater z. B. für die Psychoanalyse), und sie hörten auf, observant zu leben.

Sophies Vater, der von der lebenslustigen Mutter geschieden war, erkannte den wachsenden Antisemitismus in Ungarn und wanderte noch vor dem Ausbruch des Weltkriegs 1939 mit seiner elfjährigen Tochter nach Amerika aus. Die Übersiedlung in eine „andere Welt“ hat vielfältige Probleme geschaffen, die nicht leicht zu bewältigen waren. Die neue Sprache zu erlernen war noch relativ einfach. Die Frage der Zugehörigkeit hingegen machte Taubes lebenslang zu schaffen. An die Praxis der jüdischen Religion konnte sie sich während der Ehe mit dem Sohn eines Rabbiners nicht anpassen. Einmal spielte sie sogar ernsthaft mit dem Gedanken, zum Katholizismus überzutreten.

Nach der Trennung von ihrem egozentrischen und untreuen Ehemann hatte Taubes jahrelang gegen ein starkes Gefühl von Hoffnungslosigkeit, Verlorenheit und Einsamkeit anzukämpfen. Ein Liebhaber, einige gute Freundinnen, ihr Vater, die Mutter, die nach dem Krieg aus Ungarn in die USA gekommen war, und auch ihre zwei Kinder konnten es nicht verhindern, dass Susan Taubes sich als extrem vereinsamt erlebte und den Tod im Wasser suchte.